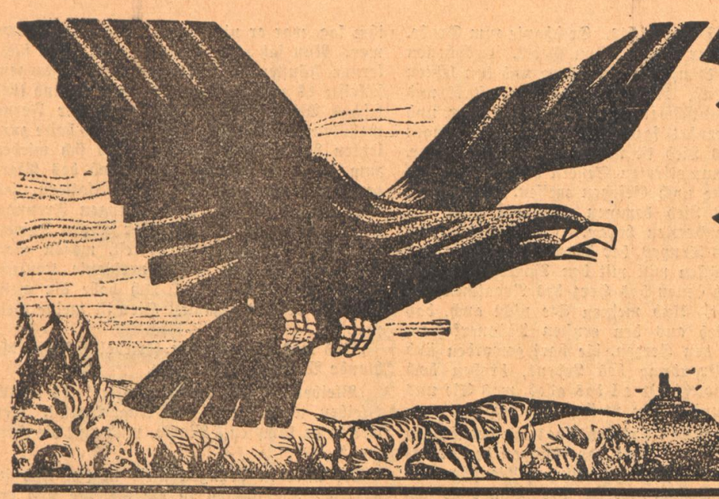
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

36 (9.9.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 36 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 9. September 1934

Deutsches Thing

Herrlich tauchte am nächsten Morgen die Sonne aus dem Meer: und ihre Strahlen glitzerten auf den blanken Waffen von vielen tausend Gotenkriegern, welche das weite Blachfeld von Regeta belebten.

Aus allen Provinzen des weiten Reiches waren die Scharen herbei geeilt, gruppenweise, sippenweise, oft mit Weib und Kind, sich bei der großen Musterung, die alljährlich im Herbst gehalten wurde, einzufinden.

Eine solche Volksversammlung war das schönste Fest und der edelste Ernst der Nation zugleich: ursprünglich, in der heidnischen Zeit, war ihr Mittelpunkt das große Opferfest gewesen, das alljährlich zweimal, an der Winter- und Sommersonnenwende, alle Geschlechter des Volkes zur Verehrung der gemeinsamen Götter vereinte: daran schlossen sich dann Markt und Tausch-Verkehr, Waffenspiele und Heeresmusterung: die Versammlung hatte zugleich die höchste Gerichtsgewalt und die letzte politische Entscheidung über Krieg und Frieden und die Verhältnisse zu andern Staaten.

Und noch immer, auch in dem christlichen Gotenstaat, in welchem der König so manches Recht, das sonst dem Volke zukam, erworben, hatte die Volksversammlung eine höchst feierliche Weihe, wenn auch deren alte heidnische Bedeutung vergessen war: und die Reste der alten Volksfreiheit, welche selbst der gewaltige Theoderich nicht angetastet, lebten unter seinen schwächern Nachfolgern kräftiger wieder auf.

In dem stolzen Bewußtsein sein eigener Herr zu sein und Niemanden, auch dem König nicht, über das Maß der Freiheit hinaus zu dienen, zog der Germane in allen seinen Waffen zu dem „Thing", wo er sich im Verband mit seinen Genossen sicher und stark fühlte und seine und seines Volkes Freiheit, Kraft und Ehre in lebendigen Bildern und Taten vor Augen sah.

Während ein Teil der Herbeigewanderten in den nächsten Dörfern bei Freunden und Verwandten eingesprochen, hatten sich große Scharen schon einige Tage vor der feierlichen Eröffnung auf dem weiten Blachfeld selbst, zweihundertachtzig Stadien von Rom, unter leichten Zelten und Hütten oder auch unter dem milden freien Himmel gelagert.

Diese waren mit den frühsten Stunden des Versammlungstages schon in brausender Bewegung und nützten die geraume Zeit, da sie die alleinigen Herrn des Platzes waren, zu allerlei Spiel und Kurzweil.

Die einen schwammen und badeten in den klaren Fluten des raschen Flusses Ufens (oder „Decemnovius", weil er nach neunzehn Milliarien bei Terracina in das Meer mündet), der die weite Ebene durchschnitt.

Andere zeigten ihre Kunst, über ganze Reihen von vorgehaltenen Speeren hinwegzusetzen oder, fast unbekleidet, unter den im Taktschlag geschwungenen Schwertern zu tanzen, indeß die Raschfüßigsten, angeklammert an die Mähnen ihrer Rosse, mit deren schnellstem Lauf gleichen Schritt hielten und, am Ziele angelangt, mit sicherem Sprung sich auf den sattellosen Rücken schwangen.

„Schade", rief der junge Gudila, der bei diesem Wettlauf zuerst an das Ziel gelangt war und sich jetzt die gelben Locken aus der Stirne strich, „schade, daß Totila nicht zugegen! Er ist der beste Reiter im Volk und hat mich noch immer besiegt; aber jetzt, mit dem Rappen, nähm' ich's mit ihm auf."

„Ich bin froh, daß er nicht da ist", lachte Gunthamund, der als der zweite herangesprengt war, „sonst hätte ich gestern schwerlich den ersten Preis im Lanzenwurf davon getragen."

„Ja", sprach Hilderich, ein stattlicher junger Krieger in klirrendem Ringpanzer, „Totila ist gut mit der Lanze. Aber sichrer noch wirft der schwarze Teja: der nennt dir die Rippe vorher, die er treffen wird."

„Bah", brummte Hunibad, ein älterer Mann, der dem Treiben der Jünglinge prüfend zugesehen, „das ist doch all' nur Spielerei.

Im blutigen Ernste frommt dem Mann zuletzt doch nur das Schwert: wenn dir der Tod von allen Seiten so dicht auf den Leib rückt, daß du nicht mehr ausholen kannst zum Wurf.

Und da lob' ich mir den Grafen Witichis von Fäsulä.

Das ist mein Mann! War das ein Schädelspalten, im Gepidenkrieg! Durch Stahl und Leder schlug der Mann als wär' es trocken Stroh. Der kann's noch besser als mein eigner Herzog, Guntharis, der Wölsung, in Florentia. Doch was wißt ihr davon, ihr Knaben. — Seht, da steigen die frühsten Ankömmlinge von den Hügeln nieder: auf! ihnen entgegen!"

Und auf allen Wegen strömte jetzt das Volk heran: zu Fuß, zu Roß und zu Wagen.

Ein brausendes, wogendes Leben erfüllte mehr und mehr das Blachfeld.

An den Ufern des Flusses, wo die meisten Zelte standen, wurden die Rosse abgezäumt, die Gespanne zu einer Wagenburg zusammen geschoben und durch die Lagergassen hin flutete nun die stündlich wachsende Menge.

Da suchten und fanden und begrüßten sich Freunde und Waffenbrüder, die sich seit Jahren nicht gesehen.

Es war ein bunt gemischtes Bild: die alte germanische Gleichartigkeit war in diesem Reiche lang geschwunden.

Da stand neben dem vornehmen Edeln, der sich in einer der reichen Städte Italiens niedergelassen, in den Palästen senatorischer Geschlechter wohnte und die feinere und üppigere Sitte der Welschen angenommen, neben dem Herzog oder Grafen aus Mediolanum oder Ticinum, der über dem reichvergoldeten Panzer das Wehrgehänge von Purpurseide trug, neben einem solchen zieren Herrn ragte wohl ein rauher, riesiger Gotenbauer, der in den tiefen Eichwäldern am Margus in Mösien hauste oder der in dem Tann am rauschenden Oenus dem Wolf die zottige Schur abgerungen hatte, die er um die bärenhaften Schultern schlug, und dessen rauher erhaltne Sprache befremdlich an das Ohr der halbromanisierten Genossen schlug.

Da kamen feste, vom Kampf gehärtete Männer aus der fernen Augusta Vindelicorum am Licus, die Tag und Nacht die morschen Wälle dieser alleräußersten Nordschanze des Gotenreichs gegen die wilden Suaven zu schirmen hatten.

Nürnberg — Kaiserstallung

Und wieder friedliche Schafhirten aus Dacien, die, ohne Acker und ohne Haus, mit ihren Herden von Weide zu Weide wanderten ganz in derselben Weise noch, welche die Ahnen vor tausend Jahren aus Asien herübergeführt hatte.

Da war ein reicher Gote, der in Ravenna oder Rom eines römischen Geldwechslers Kind geheiratet und bald Handel und Verkehr gleich seinem römischen Schwager zu treiben und seinen Gewinn nach Tausenden zu berechnen gelernt hatte.

Und daneben stand ein armer Senne, der an dem brausenden Isarcus die magern Ziegen auf die magre Weide trieb, und dicht neben der Höhle des Bären seine Bretterhütte errichtet hatte.

So verschieden war den Tausenden, die sich hier zusammenfanden, das Los gefallen, seit ihre Väter dem Ruf des großen Theoderich nach Westen gefolgt waren, hinweg von den Tälern des Hämus.

Aber doch fühlten sie sich als Brüder, als Söhne eines Volkes: dieselbe stolzklingende Sprache redeten sie, dieselben Goldlocken, dieselbe schneeweiße Haut, dieselben hellen blitzenden Augen und — vor allem — das gleiche Gefühl in jeder Brust: als Sieger stehen wir auf dem Boden, den unsre Väter dem römischen Weltreich abgetrotzt, und den wir decken wollen, lebendig oder tot.

Wie ein ungeheurer Bienenschwarm wogten und rauschten die Tausende durcheinander, welche sich hier begrüßten, alte Bekanntschaften aufsuchten und neue schlossen und das chaotische Getreibe schien nimmer enden zu wollen und zu können.

Aber plötzlich tönten von dem Kamm der Hügel her eigentümliche, feierlich gezogene Töne des gotischen Heerhorns: und augenblicklich legte sich das Gesumme der brausenden Stimmen.

Aufmerksam wandten sich aller Augen nach der Richtung der Hügel, von denen ein geschlossener Zug ehrwürdiger Greise nahte.

Es war ein halbes Hundert von Männern in weißen, wallenden Mänteln, die Häupter eichenbekränzt, weiße Stäbe und altertümlich geformte Stein-Beile führend: die Sajonen und Fronwärter des Gerichts, welche die feierlichen Formen der Eröffnung, Hegung und Aufhebung des Things zu vollziehen hatten.

Angelangt in der Ebene begrüßten sie mit dreifachem, langgezogenem Hornruf die Versammlung der freien Heermänner, welche, nach feierlicher Stille, mit klirrenden Waffen lärmend antworteten.

Alsbald begannen die Bannboten ihr Werk.

Sie teilten sich nach rechts und links und umzogen mit Schnüren von roter Wolle, welche alle zwanzig Schritt um einen Haselstab, den sie in die Erde stießen, geschlungen wurden, die ganze weite Ebene, und begleiteten diese Handlung mit uralten Liedern und Sprüchen.

Genau gegen Aufgang und Mittag wurden die Wollschnüre auf mannshohe Lanzenschäfte gespannt, so daß sie die zwei Tore der nun völlig umfriedeten Thingstätte bildeten, an welchen die Fronboten mit gezückten Beilen Wache hielten, alle Unfreien, alle Volks-Fremden und alle Weiber fern zu halten.

Als diese Arbeit vollendet war, traten die beiden Aeltesten unter die Speer-Tore und riefen mit lauter Stimme:

„Gehegt ist der Hag
Altgotischer Art:
Nun beginnen mit Gott
Mag gerechtes Gericht."

Aus dem Inhalt:

Deutsches Thing. Aus Felix Dahn: „Ein Kampf um Rom"
Friedrich Franz Goldau: Nogatgräber
Wolf Justin Hartmann: Weg zum Urwald
Georg Büsing: Das dunkle Gesicht
Lily Biermer: Ein Mann unterwegs
Eckart Klein: Raumbilder in der Luft
Anselm M. Schmitt: In den Ruinen von St. Barbara
Walter Stutz: Die Flottenschau in der Ostsee

Nogatgräber

Erzählung von Friedrich Franz Goldau

Feucht und kalt lag der Nebel über den hohen Deichen der Nogat. Knüppelhart war der Boden und in dem Strombette da drunten knarrten die eisigen Schollen.

Schauerlich grell, wie eine Unheil verkündende Mär stieg es herauf zu einem landfahrenden Trüpplein und fand ein Echo in ihrem Lachen und Plaudern. Es waren sechs Menschen, nicht weit über zwanzig, drei Damen, drei Herren. In Großstadtkleidung, stark abgetragen, strebten sie der Deichschenke zu. Sie waren zusammengesucht aus den verschiedensten Schichten und spielten, reisten und hungerten sich als Wandertheater durch's Land. Ihr Lachen an diesem Morgen war ein verzweifeltes Aufbäumen gegen ihre Lage und ihr Plaudern galt ausgetauschten Gedanken über die Zukunft. Wo würde man enden?

„Hier werden wir kaum etwas reißen", sagte ihr Führer, den sie befragten, ob es sich lohne, ein Gastspiel zu geben.

Er übertrieb nicht. Hier war nichts zu erwarten. Auf der Nogat schenkte das Leben nichts, aber es forderte viel.

Stiller geworden schritt das Trüpplein weiter durch die Nebelwand, bis sich gespenstisch Schleuse und Schenke erhoben. Da drinnen war's gut am blank gescheuerten Eichentisch und auf binsenem Stuhl. Von der Wand herab grüßte die Marineflagge mit dem eisernen Kreuze in hoher Gösch. Wehr und Waffen hingen umher in weitem Kranze. Fremde Völker in tropischen Ländern hatten sie einst getragen, als deutsche Farben noch wehten auf afrikanischem Boden.

Die Gäste forderten Grog, der ihr Blut erhitzte, und ein biederer Seemann, der sich zu ihnen setzte, lud sie zu Gast und wußte manche Mär zu erzählen von fremden Breiten, doch auch von treudeutscher Art, als die trutzige Marienburg erhallte vom Lärm der Waffen, da Danzig in Ehren stand.

Allmählich verdrängte die Sonne die Nebelschwaden und gab den Blick frei auf den Ufergrund. Freundlich grüßten die Bauernhäuser herüber, aus doppelten Eichenbohlen gezimmert und rostbraun gestrichen. Sie ließen nicht wie das Gestein und der Mörtel Schimmel und Modergeruch zurück nach hereingebrochener Flut. Schilf lag an der Stelle der Pfannen in dichten Bündeln auf, wehrte der Sonnenhitze und hielt im Winter recht warm. Was abfiel beim Bau, schirmte wie eine Mauer die Wetterseite des Hauses und speiste den Ofen. Immer, wenn der See gefroren, brachen sie herein in den hohen Schilfwald, um mit Handschlitten und Beil ihren Bedarf zu holen.

Auf Wunsch des Seemanns gaben die jungen Gäste ein Stückchen zum Besten, wofür er mit einer Mahlzeit für alle quittierte. Eine der jungen Schönen gab ein Libretto, brach aber bald damit ab, weil der Wirt im Traueranzug erschien und sie darum bat. „Einer ist tot", sagte er ernst. „War einer der Besten von uns." Er lud sie alle ein, den müden Erdenpilger zur letzten Ruhe zu geleiten. „Das ist der Friedhof", deutete er auf ein fern leuchtendes Feuer, als gelte es eines Wikings letzte Fahrt auf flammendem Floß. „Sie tauen das Erdreich auf, um das Grab zu schaufeln. Die Beerdigung sollte erst morgen sein, aber das Eis hat sich plötzlich gestaut. Da muß man Gelegenheit nehmen, den Sarg über den Strom zu bringen, wenn er nicht die weite Eisenbahnfahrt über Dirschau machen soll."

Dem jungen Führer des Trüppleins kam diese Einladung nicht recht gelegen. Er war doch zu anderem Zwecke hier, als einen Toten zu Grabe zu bringen. Er nannte sich Friedel und war der Sohn eines Bauern der Nogat. Erkannte ihn niemand? Gewiß nicht. Sechs Jahre war er schon fort, einfach davongelaufen, einem Zigeunertrupp nach. Seit einem Jahre leitete er diesen Trupp der Heimatlosen. Er hatte sich losgelöst von Heimat und Vaterhaus, lebte und darbte, sachte dem Leben frech oder schmeichelnd ins Gesicht, genoß, was sich bot und glaubte, auf gleißender Kugel tanzend, an das doch einmal kommende Glück.

Wie Kristall schimmerten im Sonnenlicht die Kreuze derer herüber, die hier Reih um Reih den letzten Schlaf tun nach einem Lebenskampfe im Stromgebiet oder auf weitem Meere. Mancher von diesen blieb draußen und eine schlichte Tafel nennt seinen Namen und sein fernes Grab.

Dem Wirte folgend, machte das Trüpplein sich auf. Am Fährseil am Strome hing ein Boot. Zwei Bauernsöhne schaukelten es hin und her in der schmalen Rinne, die Pickel und Stangen ins Treibeis gestoßen. Sie arbeiteten wieder zurück zum linken Ufer, wo ihre Kameraden Boot und Ufer mit Planken verbanden und den Sarg auf das Boot schoben, von Ketten und Trossen gehalten.

In mühseliger Arbeit schaukelten sie den Sarg hinüber zum rechten Ufer, stets auf die Eismassen schauend, und schätzend, wie lange das Gestaue noch stehen werde. Dann schoben sie den Sarg auf das Ufereis und starke Schifferfäuste schleiften ihn an Land und den Deich hinauf, um ihn gleich wieder zu Tal zu tragen in langsamem Schritt, bis sie Landstraße und Friedhof erreichten. Sie setzten den Sarg letztmalig nieder, neben der offenen Gruft und den verglimmenden Feuern.

Underdes zogen die Bauernsöhne vom linken Ufer her an langer Trosse das Boot zurück, um den Pfarrer und die nächsten Angehörigen des Toten über den Strom zum Friedhof zu bringen. Die übrigen Leidtragenden blieben in ehrfürchtigem Schweigen auf dem Deich und spähten hinüber, wo der Pfarrer in flatterndem Gewande den Deich erklomm, umgeben von den trauernden Begleitern, und dann herniederstieg zu der Stätte der Toten.

Der junge Führer des Schauspielertrupps stand wie gebannt auf dem Deich. Kannte er diese Leute nicht, die dem Sarge folgten? Und kannte er den Bauern nicht, der neben ihm stand und ihn schon eine Weile fixierte. Noch sagte der Bauer nichts. Er schaute zum Grabe. Der Pfarrer beendete sein Gebet. Erdschollen polterten dumpf auf den Sarg und den letzten Tannengruß. Nun klang ein Lied, stark und doch wehmutschwer von der Grabstätte her, und als es geendet, sagte der Bauer: „Ja, junger Herr, das Lied ist nichts für die Kritikaster, die aus numerierten Sesseln die Leistung auf der Bühne nach Gesetzen messen. Ich meine, an dieses Lied kommen auch Sie nicht mit ihren Soubretten heran. Sie sind doch der Leiter des Trupps, der durch's Land zieht und uns beglücken will mit den Stücken und Liedern, nach denen das Herz des Nogatmenschen nicht steht. Und meinen Sie nicht auch, daß dieses Lied aus den ernsten Männerkehlen, und aus den Herzen, die hart geworden sind in der Brandung des Lebens, droben doch schwerer wiegt als all das alles, was Sie uns bringen und singen wollen für Geld?"

Trotz manchen Erlebens, das ihn verschlossen hatte gegen das Gott nahe Singen der naturreinen Seele, schoß dem jungen Menschen das Blut ins Gesicht, und da der Bauer es sah, sagte er: „Wer sich noch schämen kann, ist nicht verloren. Sie hätten eigentlich mit zum Grabe sollen. Steht denn der Sohn von fern, wenn man den Vater zu Grabe geleitet? . . ."

„Den Vater . . .?"

„Nun was", sagte der Bauer. „Gewiß, Ihren Vater! Ihre Mutter liegt seit Jahren krank darnieder. Sie konnte ihm nicht das letzte Geleit geben. Ihr Vater starb an den Folgen des Deichbruches vom vorigen Jahr. Sollte die Nogat verlassen und Heilung suchen im Mittelland. Aber er blieb. Wie konnte er gehen. Und sie stehen nun hier und denken am Ende gar wohl an die Posse hernach in der Schenke?"

Das traf den jungen Menschen wie Peitschenhiebe. In dem bewegten Leben, das hinter ihm lag, war er nicht zum Nachdenken gekommen. Nun sah er dem Boote nach. Von stählernen Fäusten in beschleunigter Hast gezogen, schleifte es zurück. Dumpfes Geklirr und tückisches Wogen der Eismassen in der Ferne mahnten zur Umkehr. Die Eismasse hatte zum letzten Male gestanden und schob sich wieder zum Haff. Der junge Mann sah des Pfarrers Gewand auf dem Deiche flattern, sah dann in die Augen seiner jungen Freunde, haftete an der Gestalt einer der jungen Damen und sagte: „Marta, du hörtest, wessen man mich anklagt. Es waren verdiente Keulenschläge, die mich trafen. Ich habe dir mein Schicksal bereits erzählt. Hier ist meine Heimat."

„Und was willst du tun, Friedel?" fragte die blonde Waise, die ihn liebte.

„Bleiben, wenn meine Mutter es will. Bleiben, wenn du es auch wagen willst, hier weiter zu kämpfen. Marta, mich ruft die Heimat."

Die anderen drangen nicht in ihn und in Marta. Sie gingen in die Schenke und erwarteten Marta und Friedel gegen Abend. Sie kamen, aber sie nahmen Abschied, denn in einem der Bauernhäuser aus Eichenbohlen mit Schilfbündeln als Dach, wartete Friedels Mutter, eine einsame, kranke Frau, auf ihre Kinder. Friedel und Marta blieben. Der Pfarrer segnete ihren Bund für's Leben und sie kämpften gemeinschaftlich für ihr bescheidenes Glück. Oft, wenn Friedel der Mut entfallen wollte, ging er zum Deich und schaute zur Stätte der Toten. Dann nahm er Kraft in sich auf und dann trank er den Sturm in seine Lungen. Und wenn er heimging, hatte er wieder ein Lied auf den Lippen, ein Lied, das in den Sternen schwerer wog als jene Lieder, die er für Geld sang, da er heimat- und ziellos sich selbst nicht kannte.

WEG ZUM URWALD

Von Wolf Justin Hartmann

Ein letzter, zarter Nebelstrich — dann ist Europa versunken. Zeitlos schwillt das gewaltige Rauschen um uns. Verflüchtigt hat sich die Enge über dem wogenden Meer. An schwanken Horizonten schweift der entfesselte Blick. Weiß blinken Kreidefelsen durch den Dunst des Mittags. Rote Dreieckssegel flammen vor dem Gestade der Iberischen Halbinsel auf, Feuerzeichen in Wind und Strom; brünstiges Lied der Freude möchte man sie benennen. Tauchten empor auf der sich drehenden Wölbung, gleiten und entschwinden im Bogen ihrer Bahn. Um St. Pauls-rock, alter „Haifischburg", wie die Matrosen sagen, flattert die Wolke beschwingter Kreatur durch das gleißende Licht, wirft einen Schatten auf die blaue See, das sonnenheiße Deck. — Anders, voll düsterer Schauer, erfüllt mit der Qual verlorener Geschicke, geistert, stöhnt und seufzt es über Fernando Noronja, dem Verbrechereiland aus der Zeit der Sklaven. Es ist wie Kettenklirren, Peitschenklatschen; zusammengeschmiedete Hände lassen den weichen Sand des Strandes durch die Finger rinnen. Jenseits der Wellen, irgendwo in der Ferne, ist die Freiheit der Steppen und Wälder, ist die Geborgenheit in den Verstecken eines unermeßlichen Raums. Aber vergeblich blieb das Wandern ihrer Sehnsucht, vergessen und gestrichen aus den Listen der Lebendigen sühnten sie den Handel mit der menschlichen Ware; eines Tages war das eingebrannte Mal auf ihrer Stirn erkaltet.

Eines Tages steigt neue Küste auf, eine Ahnung zuerst, dann verheißungsvolles Bild der Pracht und Trunkenheit, entschält sich, wird voll Umriß, Farbe und Gestaltung, umbrandet ragt ein Erdteil, der unfaßlich ist, in seinen Breiten und Tiefen. Man kann ein Leben lang im Sattel sitzen, tausend Pferde mögen traben und schnauben unter dem Druck deiner Schenkel, auf abertausend Wegen mag dich ihr Rükken wiegen: du wirst den Kontinent noch immer nicht völlig durchdringen! Anders sind die Menschen in den Weltstädten am Meer, anders die Menschen im eisigen Wind, der über die Oeden Patagoniens weht, wie jene der Kordillere und anders jene der Pampa oder der tropischen Wälder.

Nur wer geneigt ist und die innere Kraft besitzt, dem neuen Wesen, diesem gewissermaßen seelischen Gehalt der Fremde sich ohne Selbstaufgabe anzupassen, nur der darf guten Mutes die Planken der Schiffe verlassen. Und kann sein Ziel unter fächernden Palmen verfolgen, umlockt, umschmeichelt, geblendet, durch die Porta illuminata, Porta triumphalis: die zauberische, überwältigende Schönheit von Rio de Janeiro. Er allein ist imstande, festen Fuß zu fassen, heimisch zu werden, ein Leben des Erfolges und der Befriedigung durch rastlose Arbeit zu bauen. Wehe, wenn er sich ziert und Zimperlichkeiten kennt! Wehe, wenn er verknöchert und erstarrt einer durchaus veränderten Umgebung und ungewohnten Verhältnissen nicht gerecht zu werden vermag, wenn er die opferbegehrenden, opferbesäten Brücken, die aus dem europäischen Kulturkreis, aus der bequemen Zivilisation des technischen Jahrhunderts in eine ungewisse, rätselhafte, oft unheimliche Ferne führen, nicht wachen Auges beschreitet!

Aber hundert Deutsche brechen auf nach den wilden Wäldern Südamerikas, und die Hälfte erliegt der tückischen Versuchung, die schon die Küste birgt. Sie verkommen und verelenden, verderben in der Boca, in Doc-Sud, an den Kais: viele Ecken und Winkel für ihren Untergang hält Buenos-Aires bereit. Denn mit geradezu atemraubender Wucht ist dieses stärkste Energiezentrum einer aufstrebenden Welt innerhalb weniger Jahrzehnte zu seiner heutigen Größe errichtet, emporgetürmt worden. Mit Wolkenkratzern, rasendem Verkehr, wimmelnden Massen, betäubenden Tumulten in glanzvollen Straßen des Prunkes und nationalen Bewußtseins wird es zu einem Spiegel, dem gleißenden, verbrennenden Reflektor all der Ströme von Kraft und Tat, fortreißender Entwicklung, die aus dem Hinterland in den strudelnden Trichter münden. Es ist reiche Gelegenheit, hinabgezogen zu werden, für immer zu verschwinden.

Jene andere Hälfte der Eingewanderten stößt in das Innere vor.

Mag sein, sie ist gut beraten. Vielleicht auch ist sie abhold städtischem Zwang und Hetze und Gelärm und wird getrieben von einem besonderen Drang, der sie zu Pionieren macht, zu Suchern, Wegbereitern, Vortruppen der Erschließung auf unübersichtlichen, verschlungenen Spiralen der Wechsel und Abenteuer. Sie stehen am Chacarita, sie fahren über das Camp, die Sonne erhebt sich zur Rechten, kreist über dem ratternden Zug, sinkt zur Linken, ersäuft in blutroten Bächen am Rand der endlosen Steppe. Tag um Tag, immer nach Norden, durch meeresähnliche Weite sich ablösender Provinzen: einmal kommt die Stunde, da rauscht um sie der Wald.

Hügelauf und hügelab winden sich rote Wege, grüne Wände aus verworrenem Dickicht schichten sich zu den Seiten, in wolkenloser Bläue spannt sich eine Glocke. Grün und Blau und Rot, durchspeert vom Gold der Sonne, das sind die Farben der Landschaft. Doch ihr Gesicht ist undurchsichtig, urweltlich verwachsen und verstrüppt, emporgeworfen aus dem Schoß der Zeiten.

Jahrhunderte, Jahrtausende hat nur der Sturm gefaltet und gefurcht, der Regen, Hitze und Kälte, unterirdischer Brand. Auf schmalen Pfaden des Wildes gaukelt der blaue Falter, schleichen die Indianer, Waldläufer, Jäger, Fischer, aussterbende Quarani. Immer tiefer ziehen sie sich vor den weißen Eindringlingen und Eroberern in die Schlüpfe der Wälder zurück. Mit ihnen der Jaguar. Affen brüllen, wenn es auf Regen steht, es flitzen Papageien, im Unterholz kracht der Tapir, der Pfefferfresser quäkt. Riesenfrösche lärmen in den Nächten, da der volle Mond ein Märchenreich aus Licht und Schatten webt. Die Mystik der Schlange und die Magie der Besprecher und Beschwörer läßt seltsame Geschichten durch die Kulissen raunen. Es ist nicht möglich ohne Messer durch das Flechtwerk, durch Ranken und Schlingen der dämonischen Wildnis zu kommen. Aber es ist möglich mit Axt und Feuer und Pflug, mit Schwielen und Schweiß und Narben, mit Entsagung und Bedürfnislosigkeit bei harter, unerbittlicher Arbeit dem fruchtbarsten Urwaldboden Kulturen abzutrotzen, Jerba und Mandioca Tabak, Mais und Wein. Und eine Hütte zu haben, seinen eigenen Grund und Boden, seine Pferde und Hunde, sein Vieh, kurz alles, was man braucht vom Hühnerei bis zum Bullen. Und Herr zu sein! Ein freier, geachteter Herr, der über sein Tun und Lassen zu jeder Stunde bestimmt! Ja, ganz wie es ihm behagt!

Die wenigsten schaffen dies.

Denn wiederum die Hälfte jener, die in die Wälder fanden, ist schon nach einigen Wochen auf einer haltlosen Flucht vor Einsamkeit und Stille, vor der Verschollenheit, die sie erdrücken und zermalmen will.

Das letzte Viertel hält aus. Und versucht sich durchzusetzen in den Jahren der Drangsal aus Armut, Klima, Unberechenbarkeiten und Ueberraschungen allerlei Art. Heuschrecken fallen ein, der Mais verdorrt, in Brasilien ist Revolution, der Tabak hat keinen Preis, Paraguayjerba wird in Massen geschmuggelt, ein Schlangenbiß droht mit Krankheit, Siechtum und Tod, Ameisen zerstören die Pflanzung: es gibt so viele Dinge, die für den „Gringo" erst an Ort und Stelle fühlbar und schicksalhaft werden! Mancher von ihnen verdämmert bei Fusel und bei Weibern, verlottert an Leib und Seele. Manch anderer versagt vor den Strapazen und Gefahren, die zu bestehen sind. Er führt ein Schattendasein inmitten einer phantastisch wuchernden, in Extasen schäumenden Natur, ein Schattendasein ohne Ziel und Willen. Bis ihn der Urwald aufgefressen hat.

So sind nicht mehr viel von jenen hundert geblieben.

Sie werden Kolonisten, sind seßhaft auf ihrer Scholle. Sie sind auch unstet und flüchtig, wandernde Nomaden, und gehen in die Vermessung, schlagen Holz oder bauen Straßen, arbeiten in den Ernten, arbeiten da und dort. Aber alle gehören der Wildnis und sind in ihr versunken, sind aufgesaugt von ihr. Ein Zauber, ein Bann hält sie fest und läßt sie nicht wieder los. Sie werden ein eigener Typ, ob Deutsche oder Russen, ob Italiener, Polen oder Finnen. Etwas wortkarg ist ihre Art; aus starken, unverdorbenen Sinnen wittern sie das Gute wie das Böse. Oft scheint ihr Wesen dunkel durch grüblerische Augen. Doch sind sie freundlich, liebreich zu den Tieren und eine menschengläubige Gastlichkeit ladet jeden ein, an ihrem Tisch, am Lagerfeuer zu sitzen, Maté zu trinken im symbolischen Kreis. Du wirst ihnen Freund und bester Kamerad. Nein! Nicht von heute auf morgen! Du mußt erst etwas beweisen! Denn alle haben einen Kampf gekämpft, der seinesgleichen sucht, denn alle wissen um das Geheimnis des Lebens. Selten will einer zurück.

Fern hinter den grünen Wänden und der bewehten Steppe liegen die Städte der Küste, sind Masten, Flaggen, gischtende Wellen am Bug, dehnt sich die wogende See. Fern in nebelhaftem Dunst liegt irgendwo Europa. Von Zeit zu Zeit nur, ganz gelegentlich, blitzt eine Erinnerung auf, an Lärm und Hast, Fabriken, Arbeitssuche, ragende Quader aus Stein, Verhetzung, Streit, geballte Wetterwolken.

Dann wiehert ein Pferd, die Apfelsinen leuchten, ein Mädchen singt, der Mais steht reiterhoch. Dann braust vom Wald ein gewaltiger Orgelton, Licht tropft wie flüssiges Silber von den Blättern und Zweigen, einer schreit den Jaguarschrei in die Nacht — und alles ist wieder verflogen wie ein Spuk, der warnte, ein beklemmender Alp.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 35 — 9. September 1934.

Der 2. Badische Schachkongreß

liegt hinter uns. Der Anfang zu umwälzenden organisatorischen Maßnahmen ist gemacht worden. Die neue Kreiseinteilung, das System der Kreismeisterschaften, die Abstiegs- und Aufstiegsregeln und nicht zuletzt der energische Vorstoß des Badischen Schachverbandes, um das deutsche Schach in neue Bahnen zu lenken, sind die einschneidendsten Ereignisse des diesjährigen Kongresses. Bei manchem Punkt der Tagesordnung haben sich die Gemüter erhitzt, vor allem die Abstiegsfrage hat lebhafte Debatten hervorgerufen. Die Debatten sind abgeschlossen und in wenigen Monaten werden die neuen Regelungen in ihr Recht treten. Wir müssen dieses Neue ausreifen lassen und dürfen es vor allem nur unter einem Gesichtspunkt betrachten, und der lautet: Möglichst viele Volksgenossen für unser Schach zu gewinnen.

Die Turniere selbst brachten durchweg harte und interessante Kämpfe. Heute bringen wir zwei Partien aus der Meistergruppe.

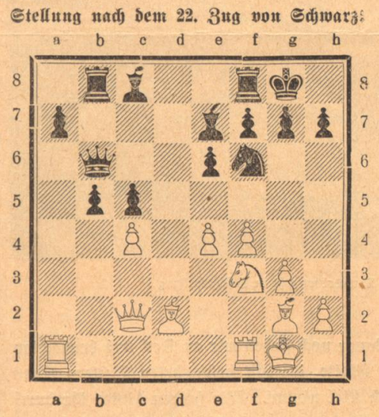
Bremer Partie

gespielt in der 1. Runde des Meisterturniers

Weiß: Lauterbach, Mannheim
Schwarz: Ebeling, Freiburg

1. c2—c4, e7—e6; 2. g2—g3. So behandelt der junge Mannheimer diese Eröffnung immer; die Placierung des Königsspringers behält er sich möglichst lange vor.) 2. ..; Sg8—f6; 3. Lf1—g2; d7—d5; 4. Sb1—c3; c7—c6; 5. b2—b3; b5—b4; 6. Sc3—e4; Lf8—e7; 7. Dd1—c2; 0—0; 8. f2—f4!; Sb8—a6? (Eine etwas weltfremde Verwendung des Damenspringers, in Frage kam c6—c5 nebst Sc6). 9. a2—a3, Dd8—b6. 10. b3—b4, c6—c5. 11. b4—b5! (Der Bauernwald am Damenflügel setzt sich in Bewegung und verstärkt die Kraft des Lg2). 11. ..., Sa6—c7. 12. a3—a4, Sc7—e8. 13. a4—a5, Db6—c7. 14. a5—a6!, Sf6:e4. 15. Lg2:e4, Se8—f6. 16. Le4—g2, Dc7—b6. 17. Sg1—f3, Le7—d6. 18. 0—0, Ta8—b8. 19. e2—e4!, d:e. 20. d:e, b:a. 21. e3—e4, Ld6—e7. 22. Lc1—b2. (Dieser so harmlos aussehende „Entwicklungszug" birgt eine tückische Falle in sich.) 22. ..., a6:b5.

Stellung nach dem 22. Zug von Schwarz:



23. e4—e5! (Dieser so vernichtend aussehende Vorstoß, der den Schutzspringer vertreibt und die Schußlinie des Lg2 öffnet, war der Grund des doppelten Bauernopfers.)

23. ..., Sf6—d5!! (die einzige Möglichkeit, um den drohenden La5 nebst Sg5!) (Greift die Dame an und droht Matt) zu begegnen; nun verfehlt später der Freiburger die richtige Fortsetzung, die ihm wahrscheinlich ein Remis gesichert hätte. 24. Ld2—a5, Db6—c6 25. c4:d5 e6:d5 (Jetzt hat der Schwarze vier mächtige Freibauern, die den Verlust der Figur aufwiegen, zumal man noch nicht sehen kann, wie die weiße Dame bei einem Angriff auf den Königsflügel mithelfen kann.) 26. La5—b2 c5—c4. 27. f4—f5, Dc6—b6f? (Hier hätten wir Lc5+ vorgezogen, zumal der Läufer ja dem drohenden Vorstoß f5—f6 ausweichen muß).

28. Kg1—h1, d5—d4?? (Der entscheidende Fehler, der b-Bauer mußte vor, jetzt kann die Dame über e4 ins Gefecht eingreifen.) 29. Dc2—e4!, Lc8—b7. 30. De4—g4, Tf8—d8. 31. f5—f6, Le7—f8. 32. Sf3—g5!, g7—g6. 33. Dg4—h4, h7—h6. 34. Sg5—h3!, Kg8—h7.

(Es gibt keine Rettung mehr.) 35. Ld2:h6!, Kh7—g8. (Denn Lh6: verbietet sich wegen Sg5+). 36. Lh6:Lf8 und Schwarz gab nach wenigen Zügen auf.

Spanisch

Weiß: Schmitz (Freiburg) Schwarz: Bogoljubow. 1. e2—e4, e7—e5 2. Sg1—f3, Sb8—c6 3. Lf1—b5, Lf8—c5 4. 0—0 (Schärfer ist hier c2—c3) 4. . . ., d7—d6 5. d2—d4, e5:d4 6. Sf3:d4, Sg8—e7 7. Lc1—g5, Lc8—d7 8. Sd4—f5!, Ld7:f5 9. e4:f5, f7—f6 (Notwendig, wegen f5—f6!) 10. Dd1—h5+? (Hier mußte zunächst Le3! geschehen) 10 . . ., Ke8—f8 11. Lg5—e3, Dd8—e8! (Ein wichtiger Vertreibungszug, der die Schutzbedürftigkeit des Bauern f5 deutlich zeigt.) 12. Dh5—h3, Lc5:e3 13. f2:e3, Se7—d5! (Mit einem Schlag sind die schwarzen Figuren ihrer lästigen Fesseln ledig und greifen tatkräftig ein.) 14. Tf1—e1, De8—e5! 15. e3—e4?, Sd5—f4! 16. Dh3—e3, De5:b5 17. De3:f4, Db5:b2 18. Sb1—d2, Db2—e5! (Erzwingt den Damentausch und damit ein gewonnenes Endspiel.)

19. Df4:e5, Sc6:e5. 20. Sd2—b3, Se5—c6! 21. a2—a3? (Besser c2—c3, das u. U. Sb3—d4 gestattet). 21. . . ., Kf8—f7. 22. Ta1—b1, Th8—e8. 23. Kg1—f2, Te8—e5. 24. c2—c4, Ta8—e8. 25. Kf2—f3, b7—b6. 26. Tb1—c1, a7—a5! 27. Tc1—c3, a5—a4! 28. Sb3—c1, Sc6—d4+ 29. Kf3—f4, Sd4:f5! (Damit ist entscheidender Materialgewinn erzielt, die nächsten Züge von Weiß sind nur noch ein vergebliches Aufbäumen). 30. Sc1—d3, g7—g5+ 31. Kf4—g4, h7—h5+ 32. Kg4:h5, Te5:e4. 33. Tc1:e4, Te8:e4. 34. g2—g3, Sf5—g7+ Weiß gibt auf, denn nach 35. Kh6, Te8! 36. Kh7, Tg8! gibt es keine Rettung mehr gegen Se6 drohend Sf8+ nebst Th8 Matt. Eine Kraftleistung des Großmeisters, die durch ihre Einfachheit und Klarheit besticht.

Bilder aus kommenden Filmen

Paul Hörbiger und Elga Brink in „Spiel mit dem Feuer"

Phot. Ufa

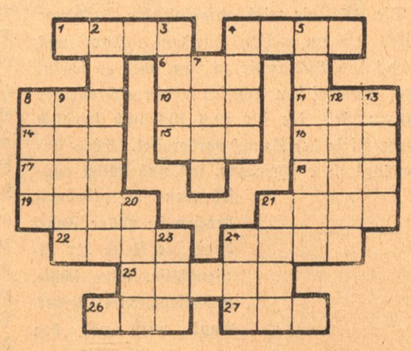
Gustav Fröhlich in dem NDLS.-Film „Abenteuer eines jungen Herrn in Polen"

Ein gestörtes Stelldichein
„Pat" Paterson und John Boles in dem neuen Fox-Film „Wovon Mädchen träumen"

Unten: Carola Höhn — Paul Kemp Jessie Viehrog in dem Europa Film „Charleys Tante".

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



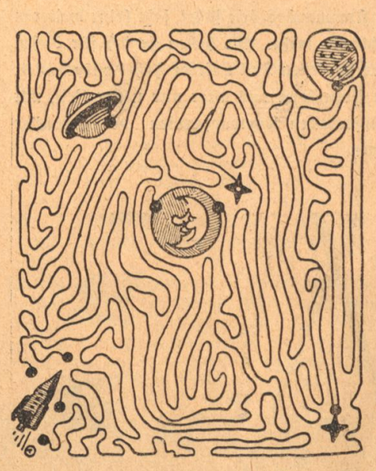
Waagerecht: 1. Einhufer, 4. Anderes Wort für Qual, 6. Türkischer Personenname, 8. Weiblicher Personenname, 10. Unfertiges Gebäude, 11. Körperteil, 14. Japanische Münze, 15. Bad in Hessen-Nassau, 16. Rumänische Münze, 17. wie 6, 18. Nebenfluß der Donau, 19. Nordfriesische Insel, 21. Spitze eines Truppenkörpers, 22. Blasierter Mensch (englisch), 24. Erdgürtel, 25. Mündungsarm der Weichsel, 26. Schwungvolles Gedicht, 27. Europäische Hauptstadt. — Senkrecht: 2. Europäischer Staat, 3. Erquickung, 4. Papstname, 5. Europäischer Staat, 7. Buddhistischer Priester, 8. Nebenfluß der Donau, 9. Insel im Aegäischen Meer, 12. Zinseinkommen, 13. Sprengeschoß, 20. Himmelskörper, 21. Rennsportlicher Ausdruck, 23. Kurzer heftiger Windstoß, 24. Herrschertitel.

Silben-Rätsel

ba be be chal da don dru e ei ei ei elms er er
fest feu gen gie ham i ker le lei lie lot lu
mark mer non ne ner pran rak rie sau sen
sen so stei stoff te uk vos ze zer.

Aus vorstehenden 45 Silben sind 17 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden: 1. Schweizer Kurort, 2. orientalisches Reich, 3. Nadelholz, 4. Singstimme, 5. Mineral, 6. Stadt in Norwegen, 7. Teil der Provinz Brandenburg, 8. Futterpflanze, 9. etwas Gleichartiges, 10. Völkerschaft, 11. Charaktereigenschaft, 12. Lebensluft, 13. Glücksspiel, 14. Naturerscheinung, 15. Felspartie und Aussichtspunkt in der Sächsischen Schweiz, 16. Gedicht beschaulichen Charakters, 17. Nordpolforscher. Nach richtiger Formung der Wörter ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein Zitat von Brebeck.

Die Mondrakete



wird abgeschossen. Welchen Weg muß sie nehmen, um zum Mond und nicht zu einem der Sterne oder Planeten zu gelangen?

Rösselsprung

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ferd. Freiligrath.

Auflösungen unserer Rätsel

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Saba, 4. Nola, 7. Bar, 8. Ilm, 10. Ahn, 11. Abt, 13. Ala, 14. Rio, 15. Sen, 16. Ob, 17. Kuh, 19. Ei, 19a Hader, 21. Materie, 23. Peso, 24. Anna, 26. Note, 27. Darm. — Senkrecht: 1. Sahib, 2. Arno, 3. Ala, 4. Not, 5. Lias, 6. Allee, 7. Baron, 9. Manie, 12. Haude, 17. Kato, 18. Hera, 19a. Hase, 20. Rind, 21. Met, 22. En, 23. Po, 25. Ar.

Bilder-Rätsel: Drei Dinge den Meister machen sollen: Wissen, Können und Wollen.

„Der Zecher": Barbier.

Was mancher nicht weiß

Der elektrische Stuhl zur Hinrichtung von Verbrechern ist in Amerika seit dem Jahre 1890 in Gebrauch.

*

Die ersten Gold- und Silbermünzen wurden um 600 vor Christi in Kleinasien hergestellt.

*

Die „saure Gurke" ist eine Erfindung der alten Slawen des 8. Jahrhunderts.

*

Jeder fünfzehnte Deutsche ist ein Berliner.

*

Bei einigen Völkerstämmen Borneos dürfen die Namen von Verstorbenen nie wieder ausgesprochen werden. Die Eingeborenen befürchten, die Toten könnten sonst wiederkommen.

*

Die erste Tulpe in Deutschland blühte im Jahre 1550 in einem Augsburger Patriziergarten.

*

In Gräbern der Steinzeit wurden Erbsen gefunden.

Das vom Nil, dem zweitgrößten Strom der Erde, bewässerte Land ist fast so groß wie zwei Drittel Europas.

*

Die dreißig Silberlinge, die Judas Ischarioth für seinen Verrat an Jesus erhielt, besaßen nach unserem Gelde einen Wert von ungefähr hundert Mark.

*

Die größte Stadt der Erde ist London mit über 8 Millionen Einwohnern, die zweitgrößte Stadt ist Neuyork mit 7 Millionen Einwohnern.

*

Der Kondor behält seine Jungen ein volles Jahr im Nest, denn erst nach dieser Zeit können die Kondore fliegen.

*

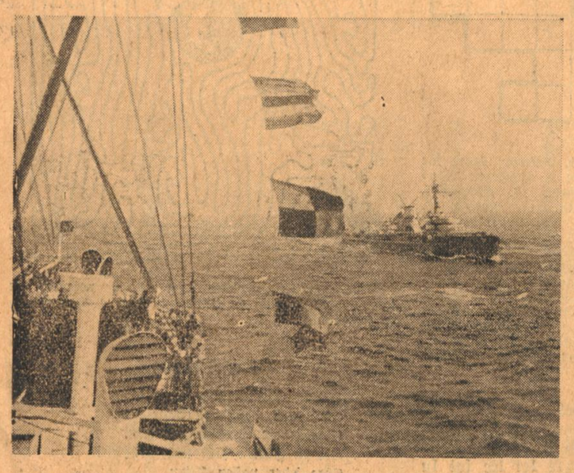
Die erste Realschule in Deutschland wurde im Jahre 1747 in Berlin errichtet.

Die Flottenschau in der Ostsee

wie sie badische „Kraft-durch-Freude"-Urlauber an Bord der „Monte Olivia" erlebten

Deutsche Schlachtkreuzer in Kiellinie

28. August 1934! Der Tag beginnt wie jeder andere unserer bisherigen Fahrt: ruhige See und leicht bewölkter Himmel. Die Sonne läßt die leisen Wellen der Ostsee wie Millionen von Diamanten aufleuchten bis gegen 11 Uhr ein leichter Seegang eintritt. Das weite Meer gibt dadurch ein uns bisher unbekannt gebliebenes Bild. Ein imposantes Spiel der Elemente, begleitet vom Brausen des Windes und vom Rauschen der aufgepeitschten Wassermassen. Unsere Schiffsmaschine hämmert dazu gleichmäßig den Takt. Wir nehmen das herrliche Bild des bewegten Meeres in uns auf und erhöhen so unsere Spannung auf die Flottenbegegnung am Nachmittag. Um 3 Uhr sollen wir sie vor Gjedser treffen, eine Verspätung von etwa einer Stunde ist unvermeidbar, da unser schweres Schiff sehr mit dem Gegenwind zu kämpfen hat. Es ist mittag geworden. Alles an Bord ist in Erwartung der kommenden Ereignisse: das Vorderdeck ist dicht besetzt, jeder freie Platz auf dem Hochdeck und den Booten belebt und die Treppe, die hinauf zur Kommandobrücke führt, faßt keine weiteren Zuschauer mehr. Alle haben sie sich für diesen interessantesten Teil unserer Fahrt ausgerüstet: mit Ferngläser aus alter und neuer Zeit, mit kampfbereiten Photoapparaten verschiedenster Typen.



Die Parade der Flotte, im Vordergrund Kreuzer „Leipzig"

Die auf dem Hochdeck haben den ersten Erfolg. Am Horizont taucht immer höher werdend ein Masten auf, dann die Schornsteine und zuletzt ist der Umriß eines Kriegsschiffes klar zu nnen. Noch wissen wir nicht, welcher Kreuzer welches Linienschiff sich als erstes zeigt. Dih das gute Seefernrohr auf der Kommanbobacke wirt das mit Volldampf auf uns zufahrende Schiff als der Kreuzer „Königsberg" deutlich sichtbar. An seinem Topp weht die Flagge mit dem schwarzen Kreuz und den beiden Bällen. An Bord der „Königsberg" befindet sich also der Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte, der die Uebungen leitet. Ein Schiff nach dem andern wird nun am Horizont gesichtet. Sie alle schließen sich der „Königsberg" an und richten sich in Kiellinie aus. Die See ist inzwischen wieder ruhig geworden und die Sonne scheint so klar wie am Morgen. Unsere „Monte Olivia" dreht ihren Kurs so, daß wir die Flotte an Backbord haben. Immer näher kommen die Schiffe, unsere Schiffe, die wir nur aus Bildberichten und Wochenschauen her kannten. Ein Jubel klingt ihnen entgegen, unsere Urlauber sind außer sich vor Begeisterung. Stolz gleiten sie an uns vorbei, die Kreuzer „Königsberg", „Leipzig", dann die Torpedoflottillen unserer 4 Halbflottillen von Swinemünde und Wilhelmshaven. Hinter ihnen kommen die Schiffe der älteren Generation, die Linienschiffe „Schlesien", Schleswig-Holstein" und „Hessen". Jedes Schiff wird von uns mit einem dreifachen Sieg-Heil begrüßt. Die Mannschaften sind in Paradeaufstellung angetreten und erwidern mit dreifachem Hurra, das knapp soldatisch über das Wasser klingt. Die deutsche Marine paradiert vor deutschen Arbeitern! Das ist das Große in dieser Stunde. Noch einmal umkreist die ganze Flotte unser Schiff, zu dem sich nun auch der Hamburg-Süddampfer „Monte Pascual", das Urlauberschiff der NSG „Kraft durch Freude" „Der Deutsche" und einige Flottentender gesellten. Unser Gruß schallt auch ihnen entgegen. 10 000 Volksgenossen können das grandiose Schauspiel miterleben, viele und doch wenige, wenn wir wissen, daß Hunderttausende in der Heimat den brennenden Wunsch in sich tragen, an diesem herrlichen Tag auf hoher See dabei zu sein. Die Flotte fährt mit Kurs auf die Kieler Bucht voraus, wir folgen in geringem Abstand. Jetzt beginnen die Gefechtsübungen.

Die Kiellinie wird aufgelöst, die Verbände teilen sich am weiten Horizont. Für uns scheint das Bild ruhig zu sein, aber es scheint nur; denn auf den Schiffen würde während der ganzen Zeit, die für uns still und friedlich schien, eifrig der Kampf vorbereitet. Eben Bewegung! Die schwarzen, fast unheimlich aussehenden Torpedoboote brechen in voller Fahrt durch die Kette der Linienschiffe. Eine dichte, undurchsichtbare Nebelwand wird vor den durchgebrochenen Torpedobooten künstlich errichtet, um sie vor dem feindlichen Feuer zu schützen. Eine Glanzleistung der Kriegstechnik! Während die Schnellboote mit rasender Geschwindigkeit an die feindliche Kette heranstürmen, hallen Geschützdonner und Sirenengeheul in das endlose Wasser hinaus. Das Gefecht hat seinen Höhepunkt erreicht. Es ist schwer die kleinen und deshalb sehr beweglichen Schnellboote kampfunfähig zu machen, selbst wenn sie nur einige hundert Meter vom Feind entfernt sind. Die harmlos aussehenden Boote sind zum Schrecken der Kriegsschiffe geworden. Inzwischen ist die tiefe Nacht über das Meer hereingebrochen. Die Flotte fährt verdunkelt, kein Lichtschein verrät ihre jetzige Stellung.

„Schleswig-Holstein" passiert das Urlauberschiff

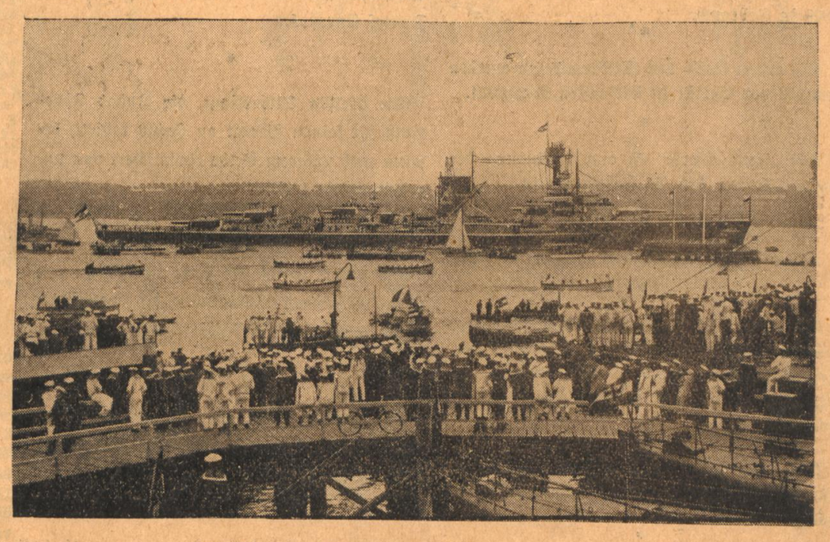
Nur unsere Passagierschiffe sind hell erleuchtet und bieten einen märchenhaften Anblick.

Das Zeichen zum Gefechtsbeginn wird gegeben. Riesige Scheinwerfer kreisen über dem Wasser, Scheinwerfer der Linienschiffe, die angreifende Kreuzer und Torpedoboote aufsuchen. Ein Kreuzer wird vom Lichtkegel erfaßt. Im gleichen Augenblick sehen wir von allen Seiten das Aufblitzen der Geschosse, Feuergefecht! Die Torpedoboote sind zum Angriff übergegangen und schützen sich wieder durch die Nebelbank, durch die kein Scheinwerfer dringt. Ein Krachen und Donnern von allen Richtungen her. Leuchtkugeln steigen in verschiedenen Farben in die Luft. Die Torpedoschüsse werden durch gleichzeitigen Abschuß von roten und blauen Leuchtkugeln angezeigt. Die Linienschiffe schießen Leuchtgranaten ab, die pfeifend meilenweit in die Luft steigen. Für wenige Sekunden ist die Front fast taghell erleuchtet, wenn die Leuchtgranaten explodierten. Die Feuersalve geht aufs neue los, wenn ein feindlicher Kreuzer oder ein Torpedoboot als Silhouette im grellen Lichtschein sichtbar wird. Das ganze mutet uns an wie ein riesiges, grandioses Feuerwerk. Dieser Eindruck wird verstärkt durch das imposante Kreisen und Aufblitzen der vielen Scheinwerfer, deren Lichtkegel sich hin und wieder kreuzen. In den nächtlichen Himmel hinein zucken Lichtstrahlen in verschiedenen Zeitabständen: Gefechtsbefehle, die vom Führerschiff mit starken Scheinwerfern gegeben werden. Noch einmal donnern die Geschützsalven über das Meer und flauen ab, weil der Gegner getroffen wurde. Ein Befehl des Befehlshabers beendet die Nachtübung.

Ein Torpedoboot geht in Gefechtsstellung

Lange noch stehen wir an Deck und beobachten die Flotte, die mit geblendeten Lichtern Kurs nach Kiel nimmt. Wir fahren hinter ihr durch die Nacht, um mit ihr im Kieler Hafen zu ankern. Ein Tag liegt hinter uns, der wohl einmalig in unserem Leben ist.

Walter Stutz.



Wettrudern der Boote der deutschen Kriegsschiffe

Das dunkle Gesicht

Von Georg Büsing

Die meisten Gesichter, die unseren Lebensweg kreuzen, sind wie eine flüchtige Begegnung. Sie kommen mit der Stunde und gehen mit der Stunde; nur selten, daß das eine oder andere später wieder auftaucht und eine Erinnerung in uns weckt, ein Lächeln oder ein leises Winken. Aber einige sind da, die immer wieder vor uns stehen, die lange Strecken mit uns gehen und an Kreuzungen voranschreiten. Vielleicht das Gesicht des Vaters und das Gesicht der Mutter. Und die Gesichter jener Menschen, die zu uns sprachen durch ihre Tat.

Es ist das dunkle Gesicht einer Frau. Es begegnete mir während meiner Kindheit. Der dritte Sommer des großen Krieges leuchtete über Deutschland, das seine Söhne von der Vernichtungssaat des Feindes freihielten. Ich war in einem Heidedorf zur Erholung. Eine neue Welt für den Jungen aus der Stadt. Ich kannte das alles noch nicht: die stillen, dunklen Föhrenwälder, die Kornfelder, die leise rauschten, die blauen Abende mit der riesigen Scheibe des Mondes in der Unendlichkeit. Und die Menschen, viel schweigsamer und ernster als in der Stadt. Männer waren nur ganz wenige da. Einige gebückte Greise mit zerfurchten Gesichtern. Frauen führten den Pflug über den Acker, die Sense bei der Ernte, die Axt im Föhrenschlag. Frauen schritten in Männerkleider einher, Wind und Sonne hatte ihre Gesichter gebräunt und fest gemacht. Ihre Augen schauten hinter dem Pflug wie Männeraugen, stahlhart und trotzig. Sie kämpften so zäh in der Front, wie ihre Männer, Väter und Söhne vor Verdun.

Es war ein hartes Ringen, auch das Kind spürte schon den Ernst dieser Tage. Das Lächeln war rar im Dorfe geworden. Sonntags, in der Kirche schluchzten Frauen während der Predigt wild auf, und die Stimme des alten Pfarrers wurde dunkel und schwer. Namen fielen wie Blutstropfen in den dämmerigen Raum — die Namen der Männer, die nicht wiederkehren würden. Haus bei Haus klopfte der Tod an. Enger kettete sich die Dorfgemeinschaft im Leid. Und inmitten dieser Gemeinschaft vom Weh geschüttelter und starrer Frauen stand fest und klar die Frau mit dem dunklen Gesicht: Almuth Petersen.

Sie war groß und schlank, ihr Nacken beugte sich nicht. Ihr Gesicht war ebenmäßiger als die Gesichter der anderen Bäuerinnen. Klare, große Linien und eine schöngewölbte Stirn. Sie stammte von der Küste aus einem uralten Seefahrergeschlecht. Wikingerblut mußte in ihren Adern sein. Ihre Ahnen befuhren die Meere aller Welt. Der Blick ihrer tiefblauen Augen war frei und kühn voraus gerichtet; und ihr Gesicht hatte den dunklen Bronzeton jener Seefahrer, die im Sturm und im Sonnenbrand eisern am Steuer stehen und die Schiffe lenken.

In seltsamem Kontrast zu diesem dunkelgetönten Gesicht stand das helle, fast weiße Haar. Es brannte wie eine grelle Flamme über der Stirn, wenn sie hinter dem Pfluge schritt. Oder es glänzte wie ein Heiligenschein, wenn sie Trost sprach. Ein Meer voll Mütterlichkeit strömte dann von ihr aus. Alle kamen zu ihr, wenn sie nicht weiter wußten: die Frauen, die Greise, die Kinder. Und Almuth Petersen schickte niemanden fort; sie wußte immer Rat. Wirr und verzweifelt kam man zu ihr — gefaßt und ausgeglichen verließ man sie. In ihrem Herzen war die Ruhe der weiten Ebene und in ihren Augen der klare Himmel. So streng ihre Hände sein konnten, so zart und leise waren sie auch, wenn es not tat. Es war, als färbe sich ihr Gesicht in diesen Augenblicken noch dunkler, als sammele sich dann alle Güte und Wärme der Erde darin.

Ich lernte sie an einem hellen Tage kennen, als sie hinter dem Pfluge schritt. Ihr zehnjähriger Sohn saß auf dem Rücken des Pferdes und lenkte es. Weiß wehte ihr Haar im Winde; und mit dunkler Stimme sang sie uralte Weisen vom Sturm und vom Meer. Ich schritt neben ihr her und sah sie immer an. Sie nickte mir lächelnd zu und sang weiter. Der Himmel war hellblau; dunkelgelb leuchteten die Kornfelder ringsum. Almuth Petersen trug die Stiefel ihres Mannes, der in Frankreich kämpfte. Aber sie schritt leicht über den lockeren Acker. Ich hatte Mühe mitzukommen, ließ es mir jedoch nicht anmerken. Es war schön, so neben ihr zu sein. Nachher saßen wir dann am Graben und aßen schwarzes Roggenbrot. Sie streichelte meine erhitzten Wangen und gab mir zu trinken. Und ich sagte Mutter zu ihr.

Von diesem Tage an war ich immer an ihrer Seite. Sie wehrte es mir nicht. Morgens beim Melken der Kühe, in der Küche am Herd, beim Waschen und auf den Feldern bei der Ernte. Die Kinder des Dorfes lachten mich aus — ich achtete nicht darauf. Ihre Spiele waren mir fremd geworden. Ich fühlte mich seltsam geborgen, wenn ich das dunkle Gesicht der Frau, die ich Mutter nannte, sah, und war glücklich, wenn ich ihre Stimme hörte, die wie die große Glocke im Kirchturm der Stadt klang. Manchmal kamen weinende Frauen zu ihr. Ich hielt mich dann irgendwo versteckt und horchte. Ich verstand nicht, was sie sagte; aber ihre Worte waren wie das ruhige Wandern eines Stromes, dem man stundenlang zuschauen kann, ohne müde zu werden. Und manchmal streichelte sie mein Haar. Dann schloß ich die Augen und wünschte, daß sie die Hand nie wieder fortnehmen möge.

Es war ein heißer Sommer. Die Felder schrien nach Regen. Das Moor, das sich hinter den Aeckern ins Unendliche dehnte, glühte. Die Nächte waren drückend heiß, ohne jeden kühlen Wind. Manchmal wetterleuchtete es in der Ferne, aber der ersehnte Regen kam nicht. So muß es vor einer Schlacht in Frankreich sein, sagte ich zu ihr, und sie nickte ernst.

Eines Nachts wachte ich auf und starrte voller Angst in die Dunkelheit. Ein ungeheurer Druck lag auf meiner Brust, ich konnte kaum atmen. Es war siedend heiß und totenstill. Fast taghell lag die Mondnacht vor dem Fenster. Ich wollte nach ihr schreien, aber ich konnte nicht. Es war, als sei die ganze Nacht voller glühender Gesichter. Erst als die Dämmerung an den Wänden hochkroch, fiel ich in einen Halbschlaf voller wirrer Träume, ich sah Schlachtfelder und brennende Häuser. Am Morgen wollte ich sofort zu ihr. Aber die Frau, bei der ich wohnte, hielt mich zurück. Heute gehe es nicht. Axel Petersen, ihr Mann, sei gefallen. Gestern abend spät sei die Nachricht gekommen.

Ich irrte den ganzen Tag im Föhrenwald umher; erst gegen Abend wagte ich mich zu ihr hin. Sie stand in der Küche am Herd und hörte mich nicht kommen. Leise trat ich ein — da wandte sie mir das Gesicht zu. Es war dunkler als sonst und ganz anders. So wie es die Madonnen auf den Altarbildern haben. Lange sah sie mich an und streichelte meinen Kopf. Ich hätte weinen mögen — sie war so still und so weich heute. Ich setzte mich in eine dunkle Ecke der Küche und war ganz ruhig. Sie wirtschaftete umher und nickte mir manchmal leise zu. Als ob sie mir dankbar sei, daß ich nicht fragte. Draußen brannte giftgrün die Sonne. Drohend ballten sich am Horizont schwarze Wolken. Es grollte dumpf in der Ferne. Die Kühe im Stall klirrten unruhig mit ihren Ketten.

Bald versammeln sich dann die Frauen des Dorfes in der großen Stube. Eine Kerze brannte in dem dämmerigen Raum. Die Frauen saßen still an den Wänden mit gefalteten Händen. Ihre Lippen bewegten sich wie im Gebet. Almuth Petersen saß am Tisch und las aus der Bibel vor. Ihre Stimme war ruhig und klar; der Kranz ihres weißen Haares lag wie ein Heiligenschein um ihre dunkle Stirn. Das Gewitter kam näher. Grelle Blitze zerrissen den Himmel. Die Stimme der Bibelleserin hob sich. Die Lippen der Bäuerinnen bewegten sich rascher im Gebet. Sturm kam auf und wühlte in den Kronen der Bäume. Die Flamme der Kerze geriet in Bewegung und irrte über Dielen und Wände. Und ein furchtbarer Blitzstrahl, ganz nahe, fuhr nieder, zusammen mit dem klirrenden Getöse des Donners.

Die Frauen in der Stube saßen starr. Es war ganz finster. Aber immer noch kam die Stimme der Bibelleserin, klar und ruhig wie vorher. Bis ihre Worte im gellen Schrei des Feuerhorns jäh erstarben.

Die Frauen sprangen auf und verließen schreiend das Haus. Ein wirrer Haufen aufgescheuchter Menschen füllte weinend und händeringend die Dorfstraße, die taghell von der Fackel des Brandes erleuchtet lag. Ein Bauernhaus brannte. Der Blitz hatte gezündet. Einige Greise waren mit zitternden Händen dabei, Hausrat zu retten. Rings um die Brandstätte ein wirres Durcheinander von Frauen und Kindern, die nicht wußten, was zu tun war.

Bis Almuth Petersen kam. Mit ruhiger, klarer Stimme brachte sie Ordnung in das sinnlose Rettungswerk der Greise. Sie ließ den Platz absperren und befahl, die benachbarten Häuser zu schützen. Willig folgte man ihr. Die Frauen wurden still und weinten nicht mehr. Almuth Petersen stieg auf das Dach der benachbarten Scheune und ließ sich Wasser reichen. Funken wirbelten in der Luft, und die Scheune war strohgedeckt. Still und ernst gingen die Wassereimer von Hand zu Hand, bis zur Spitze des Scheunendaches, wo Almuth Petersen sie leerte. Der Dachstuhl des brennenden Hauses stürzte ein. Eine riesige Flamme schoß in die Nacht. Ich sah mit heißen Augen zum Scheunendach empor. Dort stand ihr dunkles Gesicht im Funkenregen. Gestern war ihr Mann vor Verdun geblieben. Vor einer Stunde hatte sie den Frauen im Gewitter Ruhe gegeben. Jetzt stand sie in der sengenden Glut des Feuers und hatte mit ein paar Worten Ordnung in das Durcheinander der aufgescheuchten Menschenherde gebracht. Alles an einem Tage. Und ihr Gesicht war ruhig und ganz ohne Verzerrung. Ich brauchte es nur zu sehen, und alle meine Angst, die ich oft hatte, war fort. Und die Frauen und Greise waren so ruhig wie ich, wenn sie das dunkle Gesicht der Frau über sich wußten.

Am anderen Tage mußte ich zurück in die Stadt. Sie brachte mich mit ihrem Jungen zusammen zur Bahn. Ihr Gesicht war wieder anders als gestern im Scheine des Feuers. Es glänzte dunkel und war durchstrahlt von warmer Mütterlichkeit. Und sie sprach zu uns von den Männern, die hinauszogen in Kampf und Gefahr, die Tag für Tag im Feuer standen und nicht den Mut verloren. Sie sprach von den Wikingern, die auf das wilde Meer hinausfuhren und mit ihren Schiffen untergingen. Und dabei streichelte sie leise unsere Köpfe.

Der Zug fuhr ab. Ich stand am Fenster und winkte. Lange sah ich noch ihr dunkles Gesicht und ihre Hand, die leise grüßte. Und nachher war ein tiefer, bohrender Schmerz in mir, daß ich nicht mehr bei ihr sein konnte. Tagelang. Dann fand ich mich langsam wieder in der Stadt zurecht.

Viele Gesichter sind mir in der Folge noch begegnet. Sie kamen mit der Stunde und gingen mit der Stunde; nur selten, daß das eine oder andere später wieder auftauchte, eine Erinnerung weckte, ein Lächeln oder ein leises Winken. Aber immer in meinem Leben, wenn ich wirr und verzweifelt war, wenn ich in die Irre ging und kein Ziel hatte, dann war es plötzlich da. Dann stand es vor mir und leuchtete. Dann stand es vor mir, streichelnd und befehlend, leise mahnend und führend: das dunkle Gesicht.

Ein Mann unterwegs

Von Lily Biermer

Ja — wer ist eigentlich Sebastian? Die Leute wissen es nicht. Sie zucken die Achseln, wenn auf ihn die Rede kommt, einige sind sogar unter ihnen, die sprechen es offen aus: Sebastian ist ein Narr. Und sie lächeln geringschätzig dazu. Aber das kommt wohl nur daher, daß Sebastian anders ist als sie, ein Eigenbrödler, der keinen Teil hat an ihrem Leben. Ihr Leben, das ist: wohnen, essen, sich kleiden, ein Mädchen haben oder Familie, ins Kino gehen oder Fußball spielen. Das ist nicht viel, aber selbst in diesem Wenigen ist Freude und Leid, Bindung an Menschen und Dinge. Sebastian kennt das nicht. Er ist allein, er hat nicht Eltern noch Familie, er hat keinen eigenen Hausrat und keine lebende Seele, die seinem Herzen nahesteht. Er hat nur seine Arbeit, grobe Arbeit auf dem Acker und im Stall. Sorge um Sonne und Regen, die das wachsende Korn zur Reife bringen, das ist ein gutes Ding. Ein vertrauliches Schnauben der Pferde, eine Liebkosung ihrer weichen schlappenden Mäuler ist vielleicht besser als Freundschaft der Menschen. Sebastian jedenfalls begnügt sich mit diesen kleinen Dingen, er füllt seinen bescheidenen Platz aus, und da er einen Weg vor sich sieht, so ist er guten Muts, denn jeder Weg führt irgendwohin . . . Es ist nicht nötig, das Ziel zu kennen. — Von solcher Beschaffenheit ist sein einfacher Glaube.

Doch zuletzt hat man ihm die Arbeit genommen. Das ist etwas Alltägliches, das gleiche Schicksal wie ihn traf ungezählte andere — aber es ist dennoch sein besonderes Schicksal, denn mit Acker und Pferd nimmt man den Sinn aus seinem Dasein. Wo eben noch ein Weg war, ist jetzt ein Abgrund. Was wird Sebastian tun?

Sebastian wandert.

Er nimmt außer dem kleinen Bündel nur seinen einfältigen Glauben mit auf den Weg und so schreitet er in den Tag hinein, dem Abgrund entgegen. Der Abgrund mag nun ein tiefes Wasser sein, ein Gashahn oder ein Strick an einem Baum — das wird sich finden. Einstweilen ist er ausgezogen, eine Brücke zu suchen, die ihm sanft über den Abgrund leitet, und am ersten Mittag rastet er in einem Waldtal, an einem schmalen, glasklaren Bach. Als er sich über das Rinnsaal beugt, um seinen Durst zu stillen, sieh, da zappelt eine Biene hilflos auf dem Wasser. Er fängt sie ein mit der bloßen Hand, breitet ein Schilfblatt aus auf der Wiese und setzt sie darauf nieder in den prallen Sonnenschein. Da hockt sie nun, armselig und bewegungslos, in dem braunen Pelz glitzern kleine Wasserperlen. Sebastian schaut und vergißt seinen Durst über der bangen Frage: ist sie nun tot oder nicht? Minuten vergehen, seine Mienen werden traurig — doch sieh, eben jetzt bewegt sie zaghaft ein Bein, beginnt mit den Fühlern umherzutasten und wagt ein paar vorsichtige Schritte. Dann breitet sie probeweise die Flügel aus — gottlob: die Flügel scheinen unverletzt! Sebastian ist sehr glücklich in diesem Augenblick. Sssst macht die Biene und fliegt mit sanftem Gebrumm dem nahen Waldschatten entgegen. Er schaut ihr nach, nickt nachdenklich vor sich hin, dann trinkt er von dem kühlen Wasser und macht sich auf, die Wanderung fortzusetzen.

Worauf eigentlich wartet Sebastian? Welche Hoffnung leitete ihn, als er Mundvorrat mitnahm für zwei Tage und seinem Leben diese Frist setzte? Am Abend des zweiten Tages wollte er den Sprung in den Abgrund tun, doch jetzt ist der zweite Abend da und er sitzt auf der Treppe des Dorfschulhauses. Kinder stehen um ihn her, auch ein paar Frauen und heimkehrende Arbeiter. Sie schauen auf den fremden Mann, der die Mundharmonika bläst, schöner als irgendein Bursch im Dorf es kann. Der halbe Ort umsteht bereits den Platz, Sebastian sieht die Menge wachsen: Brot, denkt er, etwas Milch! und er entlockt seinem Instrument die wunderbarsten Töne.

Brot und Milch will er, so denkt er also nicht mehr an den Abgrund? Nein, er denkt nur noch an seinen Schützling, einen jungen Hund mit tapsigen Pfoten und feuchten Kinderaugen, der neben ihm auf der Stufe hockt. Im Walde hat er ihn angetroffen, unter einem Felsvorsprung, als er Schutz suchte vor dem Toben des Gewitter. Ein nasses, winselndes Etwas war ihm da entgegengesprungen, hatte Wärme und Zuflucht bei ihm gesucht. Sebastian teilte das letzte Brot mit ihm und den verbliebenen Speck. Nun hat er nichts mehr, Taps muß verhungern — deshalb sitzt er jetzt hier, spielt auf der Mundharmonika und denkt angstvoll: Milch — Brot.

Ja, er bekommt Milch und Brot, auch ein Nachtlager für sich und den Gefährten, am nächsten Morgen sogar einen Milchkaffee. Alles ist gut, ein neuer Wandertag kann beginnen. Doch trotten jetzt zwei des Weges, wo früher einer alleine ging, und Sebastian erzählt die Geschichte von der Biene. Ja, mit der Biene fing es an! Sebastian lächelt . . . sssst hat sie gemacht, als sie davonflog, wirklich, die Erinnerung macht ihn lächeln, sie ist sehr tröstlich und mancher gute Gedanke läßt sich an das Erlebnis knüpfen. Dann wird Taps müde und muß getragen werden, auch das hat sein Gutes . . .

So kamen sie mitsammen in ein abgelegenes Tal, als plötzlich ein Wagen ihren Weg versperrt. Ein Wagen, hochgeladen mit duftendem Grummet, das Hinterrad ist in den Graben gerutscht. Ja, nun muß Taps seinen Schlaf in der Wiese fortsetzen, damit Sebastian die Hände freibekommt zum Zupacken. Die kleine Frau allein kann das nicht schaffen — warum überhaupt schafft sie allein? Wo ist der Bauer?

Der Bauer —? Tot! Vor ein paar Tagen haben sie ihn zur ewigen Ruhe gebettet.

Ja, darauf gibt es nichts zu antworten. Aber Sebastian zieht jetzt den Rock aus und die Arbeit fliegt noch einmal so schnell. Vollgeladen steht der Wagen, obenauf sitzt die Frau. Sie hat heiße Backen und kann sogar ein wenig lächeln, als Sebastian Taps zu ihr hinaufreicht. Hüh — sagt er dann und schwankend kriecht das Gefährt davon.

Ja, das ist nun Arbeit nach seinem Herzen! Er hat abgeladen und das Pferd versorgt, als die Frau zur Stallung kommt, ihn zum Nachtmahl zu rufen. Sie schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und macht keinen Hehl aus ihrem Staunen. Sie schaut das Pferd an, das wohlgeschichtete Grummet — endlich blickt sie auch auf Sebastian. Wenn er sich so gut auf die Sache versteht, mag er bleiben als Knecht, ein Mann muß doch auf den Hof.

Ja, da muß wohl ein Mann her, Sebastian sieht das ein, er nickt bedächtig. Er hat es ja immer gewußt: jeder Weg führt irgendwohin, es ist nicht nötig, das Ziel zu kennen. Aber dies hier ist wohl ein Ziel!

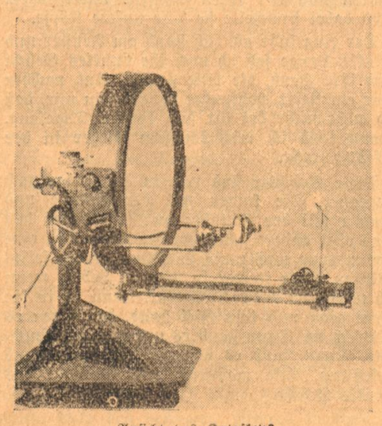
Er streichelt Taps, der um seine Füße kriecht, und dann trägt er ihn ins Haus . . . .

RAUMBILDER in der Luft

BILDPROJEKTION BEI TAGESLICHT / VON ECKART KLEIN

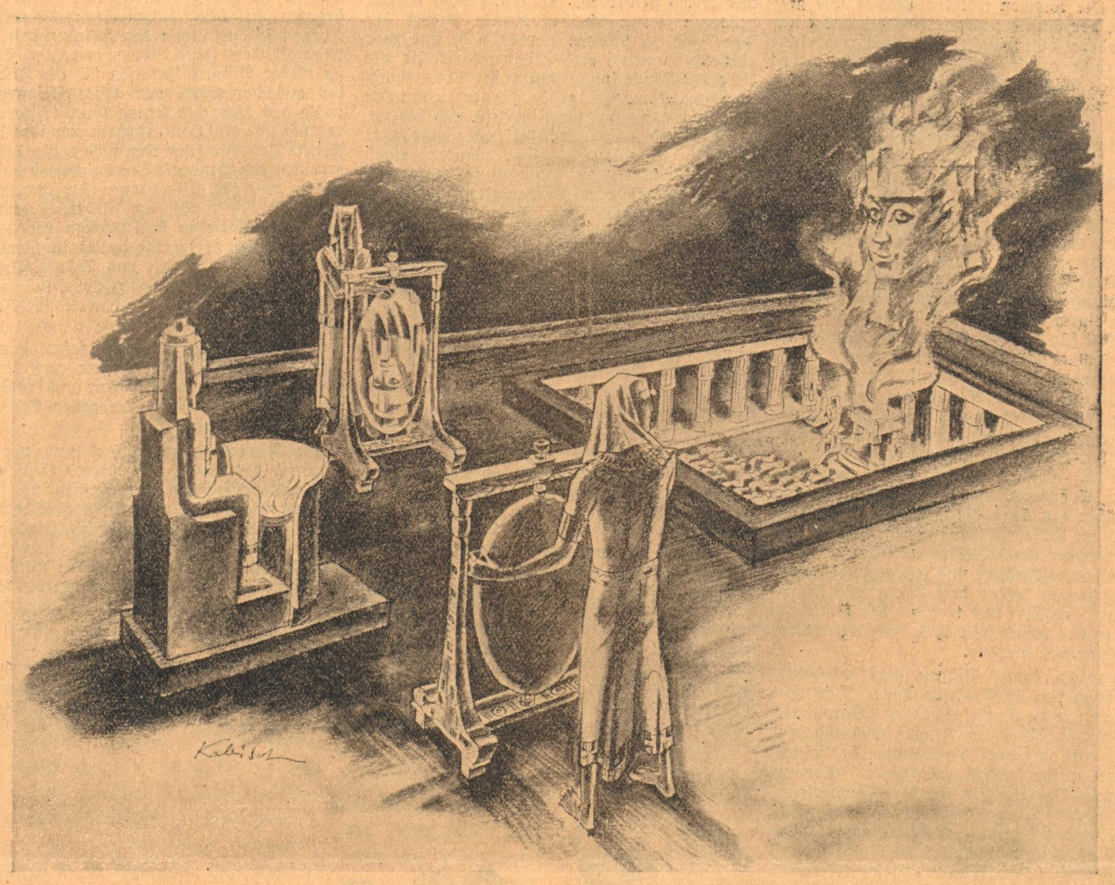
Die Tatsache, daß man kleine Filmbildchen, Diapositive und entsprechende Präparate in riesenhafter Vergrößerung auf eine Bildleinwand reproduzieren kann, ist uns allen vom Kino und von wissenschaftlichen Vorträgen her bekannt. Wir werden uns gar nicht bewußt, daß es sich hierbei tatsächlich nur um einen Notbehelf handelt, da diese Wiedergabemethode nur zweidimensionale, also flächenhafte Bilder ergibt, während natürliche Objekte doch dreidimensional, d. h. körperlich beschaffen sind. Außerdem haftet ihnen die Gebundenheit an der Bildleinwand an, wie sie ja auch nur im verdunkelten Raum wahrgenommen werden können.

Zur Erläuterung von Vorträgen, insbesondere in Lehranstalten aller Art wird viel von dieser Bildwiedergabe Gebrauch gemacht. Hierbei fallen die genannten Mängel besonders ins Gewicht.



Ansicht des Kataskops

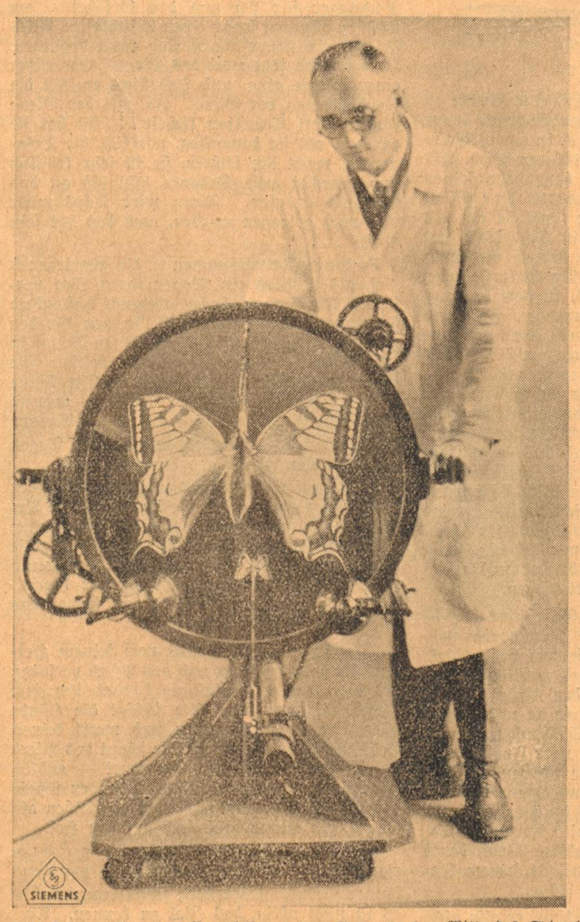
Dazu tritt bei entsprechenden Objekten noch der Nachteil, daß man von ihnen erst ein Filmbild bzw. ein Diapositiv herstellen muß, um sie reproduzieren zu können. Sodann sind die weiter vom Bild entfernten Beschauer bei solchen Vorführungen den näher Sitzenden gegenüber benachteiligt, da sie oftmals wichtigen Feinheiten und Einzelheiten der Bilder nicht genau erkennen können.



Erscheinen der Gottheit in Alexandria
Weist das Katastop eine Spur zur Entstehung der Göttererscheinungen der alten Völker?

In Anbetracht dieser Umstände haben sich die Siemens-Schuckert-Werke mit diesem Problem befaßt und es auf glänzende Weise gelöst. Mit dem neu geschaffenen, Katastop genannten Spezialgerät lassen sich bei vollem Tageslicht plastische Bilder mitten im Raum reproduzieren! Es handelt sich also wie beim Stereoskop um dreidimensionale, der Natur voll entsprechende Gebilde! Und zwar werden zu ihrer Herstellung nicht Filme oder dergleichen benutzt, sondern die Originalobjekte!

Das Katastop ist im Prinzip ein sehr einfaches Gerät. Es besteht aus einem großen, auf einem mit Rollen versehenen Dreifuß schwenkbar montierten Hohlspiegel. Vor ihm befinden sich ein einstellbarer, zur Aufnahme der bildlich wiederzugebenden Gegenstände dienender Objektträger sowie zwei aus Scheinwerfern bestehende Lichtquellen, die so angebracht sind, daß sie ihre annähernd parallelen Lichtbündel auf den Hohlspiegel werfen. Dieser vereinigt und verstärkt die Lichtstrahlen und reflektiert sie dann zu dem Objekt, das plastisch und vergrößert wiedergegeben wird. Und zwar scheint das Bild vor dem Spiegel frei im Raum zu schweben, daher die Bezeichnung Raumbild. Aus der Abbildung unten erklärt sich seine Entstehung als Schnittebene sämtlicher Einzelstrahlen des Spiegels. Da dieses scheinbare Raumbild gemäß den Spiegelungsgesetzen jedoch nur innerhalb des Strahlenganges des Hohlspiegels, also in einem Winkel von 7 bis 15 Grad wahrnehmbar ist, muß der ganze Apparat gedreht werden, um es in großen Sälen allgemein sichtbar zu machen. Während die genaue Neigung des Katastops zu den Zuschauern durch ein fein einstellbares Getriebe erfolgt, wird es in horizontaler Richtung frei mit der Hand geschwenkt.

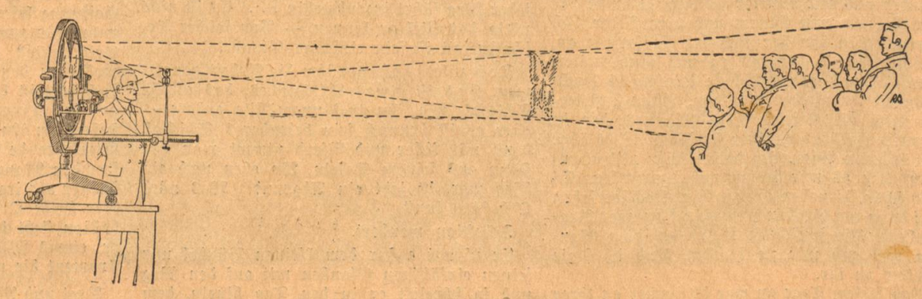


Ein Schmetterling im Raumbildapparat Unten in der Mitte des Spiegels befindet sich der Original-Schmetterling

Um Objekte der verschiedensten Größenordnungen projizieren und sie auch von allen Seiten zeigen zu können, gibt er verschiedene, auswechselbare und nach allen Richtungen hin verstellbare Objektträger. Es können Gegenstände mit Abmessungen bis zu 6 mal 6 Ztm. wiedergegeben werden. Obwohl eine Einstellung der Bildschärfe nicht nötig ist, läßt sich der lineare Vergrößerungsgrad bis zum 15fachen des Originals einstellen, was einer tatsächlichen Vergrößerung auf die 225fache Fläche entspricht. Zum Betrieb der Scheinwerfer genügen zwei kleine Speziallampen von zusammen 10 Watt Verbrauch, die aus einem Akkumulator von 6 Volt gespeist werden. Die auch einzeln schaltbaren Scheinwerfer sind einstellbar, wodurch man das Objekt gegebenenfalls einseitig sowie auch verschieden stark beleuchten kann.

Bei Benutzung des neuen Raumbildapparats erübrigt sich das Herumreichen von Anschauungsobjekten, so daß dieselben geschont bleiben und kostbare Gegenstände nicht aus der Hand gegeben zu werden brauchen. Der Apparat ist für vielerlei Zwecke anwendbar, so z. B. zur vergrößerten Darstellung von Mineralien, Geweben, Blumen, Insekten, Präparaten, kleinen Tieren und Modellen bis zur angegebenen Größe. Auch lebende Tiere und in Bewegung befindliche Objekte können reproduziert werden. Sogar chemische Prozesse lassen sich einem größeren Auditorium in aller Natürlichkeit vorführen. Das Katastop bietet jedoch nicht nur Lehranstalten, Laboratorien und ähnlichen Stätten neue Möglichkeiten, sondern stellt auch für den Reklamefachmann ein wirksames Mittel zu eindrucksvoller Propaganda dar.

Was nun die Raumbildner selbst anbetrifft, kann gesagt werden, daß sie auf den verblüfften Beschauer den Eindruck einer Fata Morgana machen. Man sieht das natur- und farbengetreue Spiegelbild bei vollem Tageslicht vor sich in der Luft schweben, als ob man es greifen könnte. Auffallend sind auch die außergewöhnliche Helligkeit und die Schärfe der gespenstisch wirkenden Wiedergabe, die sich völlig frei von jeglicher Verzeichnung hält.



Schematische Darstellung der Wirkungsweise und des Strahlenganges des Kataskops